



Mario Adorf

Der berühmte Schauspieler kam 1930 als uneheliches Kind eines italienischen Vaters und einer deutschen Mutter in Zürich zur Welt. Der Vater, Dr. Matteo Menniti, war Chirurg, jedoch verheiratet, die Mutter Alice Adorf war Röntgenschwester. Nach der Geburt arbeitete sie als Näherin in Privathaushalten; so konnte der kleine Mario bei seiner Mutter bleiben, bis er dreijährig war. Dann kam er für sechs Jahre ins Waisenhaus von Mayen in der Eifel.

Mario Adorf schreibt dazu in seinen Memoiren (**Himmel und Erde. Unordentliche Erinnerungen**, Köln 2004):

"Ich habe kaum Erinnerungen an die ersten Jahre im Marienhaus, von den Mayenern 'Spitalchen' genannt, das Waisenhaus der Stadt, in das meine Mutter mich, als ich drei Jahre alt war, geben musste. [...] Bis dahin hatte sie mich mitgenommen, wenn sie zum Nähen in die Wohnungen ihrer Kundinnen ging. Ich war offenbar kein besonders ruhiges Kind, und so gab man meiner Mutter zu verstehen, dass man sie gerne zum Kleidernähen in die Wohnung liess, dass sie aber nur allein und nicht mit ihrem Kleinen willkommen sei. Das Marienhaus war ein grosser, düsterer, fast schwarzer Basaltbau mit einem gotischen Treppengiebel [...]. Ein Stockwerk diente auch als Altersheim. Auf dem Grundstück, das mir als Kind riesengross erschien, hatten ausser dem Hauptgebäude eine Kirche, ein Wasch- und Bügelhaus und ein Leichenhäuschen ihren Platz. Der grosse Hof [...] diente als Spielplatz, der mit seinem spitzen Splitkies für immer wieder aufgeschürfte Knie sorgte. In einer Ecke war ein Sandkasten für die Kleinsten. Davor eine Schaukel und ein Reck. Das ganze Grundstück umschloss eine hohe Mauer, wegen der spitzen Glasscherben, die oben einzementiert waren, ein abschreckendes Hindernis für jeden, der sich als Ausreisser hätte versuchen wollen." (S.15)

"Ich erinnere mich nur an wenige der etwa 15 Jungen im Waisenhaus, von denen die meisten älter als ich waren. Da war der starke, sportliche Karl, vor allem Herbert, der Anführer der kleinen Bande, die er um sich scharte und zu der ich als Kleinsten gehören durfte. Er führte uns heimlich ins Leichenhäuschen, als Mutprobe, wenn wieder einmal jemand dort aufgebahrt lag. Ich würde heute noch dem stickigen, süsslichen Geruch der Totenkammer wiedererkennen." (S.16)

Der kleine Mario durfte jeden Sonntag seine Mutter besuchen.

"An Sonntagen begleitete mich Schwester Arimathäa - das Waisenhaus wurde von Benedikinerinnen geführt - über das Glacis zu dem schwarzen Eckhhaus an der Möhrenstrasse 1, wo meine Mutter eine Dachkammer gefunden hatte und wo sie mich wenigstens nachts in ihrer Nähe wusste. Ich sprang hinauf in den dritten Stock, wo sie noch schlief. Ich klopfte an die Tür, hörte, wie sie aufstand, die Tür öffnete und gleich wieder zurück ins Bett huschte. Es war die einzige Zeit, in der sie es zuliess, mit mir herumzutollen und zu 'schmusen', sie, die später alle Bezeugungen von Zärtlichkeit mied. Immer gab es ein kleines Geschenk - mal eine Tafel Schokolade, mal ein Zeichenblock

mit Farbstiften oder eine Wollmütze - , das sie versteckt hatte und das ich suchen musste: 'Kalt - kälter - Nordpol - warm - wärmer - heiss.' Einmal hatte sie für mich eine weisse Seidenbluse mit Rüschen und ein andermal gar einen schwarzen Samtanzug gemacht." (S.17)

Der Alltag im Waisenhaus war stark religiös geprägt.

"Der Tag im Spitalchen begann für mich seit jenen ersten Schultagen sehr früh. Um sechs Uhr morgens führte uns eine Nonne zur Frühmesse in die Kirche, die Mädchen auf die rechte, die Jungen auf die linke Seite, wo wir uns in die harten Holzbänke drückten. Die Nonnen mit ihren gestärkten Flügelhauben sassen schon seit fünf Uhr früh in den hinteren Bänken und beteten ihre Rosenkranzlitaneien herunter." (S.19f.)

Schon ab dem Alter von acht Jahren diente Mario Adorf als Ministrant.

"Der Pater, der die Messe hielt, war Pater Oster. Er war ein grosser, schwerer Mann mit hochrotem Gesicht und der blauroten Knollennase des Trinkers. Er kontrollierte vor dem Gottesdienst in der Sakristei, ob die gar nicht so kleine Karaffe mit dem Messwein auch randvoll gefüllt war. Beim Abbeten der Liturgie lallte er manchmal bedenklich, dann liess ihn gewöhnlich bald sein Gedächtnis im Stich, und ich war stolz, ihm den fehlenden Text soufflieren zu können. Zum Lohn gab er mir nachher in der Sakristei einige der Pfefferminz- oder Eukalyptusbonbons, die er immer lutschte, wahrscheinlich, um seine Alkoholfahne zu verdecken." (S.20)

"Am meisten liebte ich die Hochämter, bei denen ganze Teile der Liturgie gesungen wurden, und das feierliche 'Te Deum', zu dem wir Messdiener unter dem Dröhnen der Orgel unaufhörlich die Handglocken schüttelten, verursachte mir fromme Schauer. Die Nonnen schätzten es weniger, wenn ich ministrierte, denn dann pflegte die Messe zehn Minuten länger zu dauern, weil ich nicht bereit war, den lateinischen Gebetstext, wie die Schwestern es sonst taten, zu vernuscheln. Sie mogelten, indem sie den Anfang sprachen, dann murmelnd über lange Strecken des Textes glitten, in der Mitte des 'Confiteors' etwa, noch einmal 'mea culpa, mea culpa, mea maxima culpa' erkennbar sprachen, dann unverständlich alle möglichen Heiligen übersprangen, um zum erlösenden 'Amen' zu kommen. Nein, bei mir kam wie gestochen jedes einzelne lateinische Wort, wovon ich natürlich keines verstand." (S.21)

"Für die überlangen Messen rächten sich die Nonnen an mir, indem sie mich an Nachmittagen zu stundenlangem Kartoffelschälen im Hof vor der Küche verdammt. Doch die Schwestern wurden nie handgreiflich. Das besorgte eine Putzmagd, ich glaube, sie hiess Johanna, ein riesiger Trampel aus der hintersten Eifel. Wenn ich mir irgendetwas zuschulden kommen liess, den verhassten Spinat nicht aufass oder Ähnliches, packte sie mich, zerrte mich in das Badezimmer am Ende des Flurs, sperrte die Tür ab und traktierte mich mit einem Besenstiel. Alles Schreien half nichts, sie war bärenstark und liess ihre unbegreifliche Wut an mir aus. Ich flüchtete mich in die Badewanne und versuchte, mit den Füßen die Schläge abzuwehren. Heute frage ich mich, warum ich mich nie bei meiner Mutter oder den Nonnen beklagte. (S.21f.)

Mit neun Jahren durfte Mario Adorf wieder bei seiner Mutter wohnen, weil das Waisenhaus bei Kriegsbeginn am 1. September 1939 in ein Lazarett umgewandelt wurde.

Während des Kriegs kam er, nun schon 12jährig, in den Ferien auf einen Bauernhof, wo er zwar kräftige Kost erhielt, aber auch viel arbeiten musste:

"Im dritten Kriegsjahr wurde das Essen knapp, das es auf Lebensmittelmarken gab, und ein paar Wochen auf dem Land, so meinte meine Mutter, würden mir gut tun. Für das gute Essen hatte ich natürlich zu arbeiten. Sechs Uhr aufstehen, den Pferde- und Kuhstall ausmisten helfen, dann Frühstück, frische, fette Milch, riesige Brotscheiben mit Rübenkraut und einer Schicht Quark darüber. Danach ging es hinaus auf die gemähten Wiesen zum Heuwenden oder aufs Feld zum Rübenvereinzeln, eine kreuzbrechende Arbeit, bei der die kleinen Pflanzen bis auf eine ausgerupft, also vereinzelt werden mussten. [...] An manchen Tagen durfte ich zum Kühehüten hinaus. Das war eine ruhige Beschäftigung, wenn nicht eines der Tiere ausbrach, im Gestrüpp gesucht und zu der Herde zurückgescheucht werden musste." (S.25)

Anschliessend sollte Mario Adorf in das Napola ("Nationalpolitische Erziehungsanstalt") Oranien-

stein bei Diez an der Lahn kommen. Doch die definitive Aufnahme wurde abgelehnt, wegen der unehelichen Geburt und der Unmöglichkeit, die Vorfahren väterlicherseits auf ihr "Ariertum" hin zu überprüfen. Im Juli 1944, mit 14 Jahren, wurde Mario Adorf in einen "Wehrtüchtigungslehrgang" der "NS-Führerschule Erich Niejahr" in Hermeskeil bei Trier geschickt. Anschliessend war er in seiner Heimatregion militärisch im "Volkssturm" aktiv.

Nach der Kapitulation des Naziregimes konnte Mario Adorf seine Schulbildung an der Schule beenden, die er schon vor seiner Zeit als Kindersoldat besucht hatte:

"Im Herbst 1945 hatte die Schule wieder begonnen. Sie hiess jetzt nicht mehr Oberschule, sondern wieder wie vor der Nazizeit Realgymnasium. Bis auf den Rektor, der als Parteimitglied geschasst worden war, hatten wir die gleichen Lehrer, die nun nicht mehr vor der Stunde 'Heil Hitler', sondern 'Guten Morgen' sagten, wobei es vorkam, dass ein schon halb erhobener Arm in der Luft erstarrte oder ein 'Hei...' herausrutschte und gerade noch vor dem 'l' abgebissen wurde." (S.68)

Mario Adorf hatte das Glück, dass er auch während seiner Heimzeit guten Kontakt mit seiner Mutter halten konnte. Vor allem aber konnte er die für die Bildung des Urvertrauens und der grundlegenden sozialen Fähigkeiten des Menschen so wichtigen Kleinkindjahre ungetrennt von ihr verbringen. Es war sicher auch ein Glück, dass es nicht zur Platzierung im Napola ("Nationalpolitische Erziehungsanstalt") kam, und dass er nicht zu jenen Kindersoldaten des Nazireichs gehörte, die als fanatisierte "Werwölfe" bis zum Letzten kämpften.